

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 254.

Freitag, 25. September.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Siny.

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W. 35.

1.

Wie ein einsamer Stern tief unten am Horizont des wolkenverhangenen Nachthimmels schwamm das Leuchtfeuer von Plymouth, warf seinen zitternden, gelblichen Lichtstreifen über die unendliche Meeresfläche, deren dunklen Spiegel nur die Kiellinie der „Atlanta“ zerschnitt.

An dem gewaltigen Stahlrumpf vorüber schoß das Wasser, in unwirklich gluckenden Melodien, zu denen das dumpfe Pochen der Schiffsmaschinen den unheimlichen Takt schlug.

Ein unwirklicher Kommandoruf. Fußgetrappel auf den Planken des Vordersteckes. Dann wieder nur der Paukenschlag der Maschinen, schneller, immer noch schneller. —

Und unten am Horizont versank das Leuchtfeuer in dem grenzenlosen, nächtlichen Nichts des Meeres.

Der einsame Mann, dessen Schatten sich nur undeutlich gegen die weiße Rückwand des Promenadendecks abhob, trat jetzt von der Reeling zurück.

Etwas wie ein unterdrücktes Aufatmen, dann, wie eine automatenhafte Bewegung, ein hastiger Griff in die Tasche des Mantels, dessen hochgeschlagener Kragen das Gesicht verdeckte.

Ein Streichholz flammte auf, verlosch wieder. Nur noch der Funke der brennenden Zigarette glomm durch die Nacht. —

„Verzeihung, mein Herr, — dürfte ich Sie um Feuer bitten?“

Irgendwoher aus dem weissen Dunkel schlich die Stimme.

Der Mann wandte sich langsam um. Er hatte die Schritte des anderen nicht gehört.

„Bitte —!“, sagte er in erwartungsvoller Höflichkeit. Dann schälten seine Augen die Gestalt des anderen aus der Finsternis. Der Funke der Zigarette wanderte hinüber, entzündete einen zweiten Funken. Ein süßlicher Geruch von ägyptischem Tabak zog in kaum sichtbaren Schwaden dem Meere zu.

Die Schiffsmaschinen beschleunigten ihren Puls.

„Ja — nun sind wir auf offenem Meere!“, machte der andere langsam und in der Absicht, ein Gespräch anzubahnen.

„Allerdings“, bestätigte der erste Passagier höflich, aber zurückhaltend. Er schien über diese Störung seiner Einsamkeit nicht sehr erfreut.

„Hoffentlich hält sich das Wetter so!“, fuhr der andere etwas lebhafter fort. „Wir werden dann eine schöne, ruhige Überfahrt haben.“

Er erhielt keine Antwort, ließ sich dadurch aber nicht stören.

„Übrigens — eine wundervolle Nacht heute! — So recht geeignet für einsame Betrachtungen —“

„Ganz recht!“, warf der Erste ein.

„Sehen Sie! — Auch Sie sind ein Freund dieser Nachtstunden! — Auch Sie haben unser altes Europa dort hinten gesehen und sehen vielleicht große Hoffnungen auf die Neue Welt, die in einer Woche dort vor uns auftauchen wird! — Ja, die Neue Welt — und ein neues Leben — — daran denkt wohl ein jeder, wenn das Leuchtfeuer von Plymouth versunken ist!“

Er hatte leise und höflich gesprochen. Jetzt trat er noch einen Schritt näher an seinen nächtlichen Gefährten heran: „Geht es Ihnen auch so?“

Der Erste zuckte die Achseln. Es war eine ganz bedeutungslose Geste, aber sie drückte doch so etwas wie eine gewisse Ablehnung aus. „Und ein neues Leben wollen Sie doch dort drüben in Amerika beginnen, nicht wahr, Walter Kersten?“ Mit einem Male war die Höflichkeit aus der Stimme des anderen geschwunden. Hart und drohend klang sie.

„Nicht wahr, Walter Kersten?“, wiederholte er noch einmal und ließ keinen Blick von der Gestalt des Schweigsamen.

Der regte sich kaum. Nur, daß er wie in unmerklichem Troß den Kopf ein wenig zurückwarf, ohne den Fragenden anzublicken.

„Sie nannten da soeben einen Namen. — Meinten Sie mich damit? — Dann irren Sie sich leider. Ich bin —“

Ein leises, heiseres Auflachen des Anderen unterbrach ihn: „So, so — ein Irrtum also? — Aber so lassen Sie doch diese lächerliche Komödie, Kersten! Es ist albern, eine verlorene Partie durch ein verzweifelltes. Da banque für sich retten zu wollen. Sie sind Walter Kersten! — Ich weiß es! Warum dann also noch leugnen wollen?“

Ein kurzes, verräterisches Zögern. Dann eine energische, schneidende Bewegung mit der Hand, ein hastiges Abwenden: „Noch einmal: Sie irren sich, mein Herr! Und ich habe keine Lust, diese sonderbare Konversation fortzusetzen!“

Der andere lachte ein triumphierendes Staccato. „Ich bitte Sie, Kersten, — was versprechen Sie sich denn von der Fortsetzung dieser Komödie? Seien Sie doch vernünftig! — Es wird Ihr Schaden nicht sein!“

Eine schiefe, zerrissene Pause. Der Funke der Zigarette zitterte hin und her. — „Was wollen Sie von mir? — Und . . . wer sind Sie überhaupt?“ Die Stimme schwankte leicht.

„Also — Sie geben zu, daß Sie Kersten sind?“

Die Hand des Ersten hatte sich um die Reeling gegrampft, in der das Stampfen der Maschinen leise nachebbte.

Oder täuschte er sich? — War es seine Hand, die da zitterte?

Ein letzter, verzweifelter Anlauf. Die unterdrückte Erregung ließ seine Stimme sonderbar gepreßt klingen.

„Gar nichts gebe ich zu! — Hören Sie — gar nichts! — Ich kenne den Namen nicht! Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen! — Ich bin —“

Wieder dieses überlegene Lachen. — „Ja, ja, ich weiß schon! — Von Southampton her, wo ich an Bord kam, hatte ich ja bereits genug Gelegenheit, die Unverfrorenheit zu . . . bewundern, mit der Sie hier an Bord Ihre Rolle spielen, Walter Kersten! — Aber das alles hat ja jetzt keinen Zweck mehr, Walter Kersten!“

Langsam wandte sich der Erste ab, stützte sich müde und erschöpft gegen die Reeling, wie einer, der sich vergebens an übermenschlichem versucht hat.

„Sie . . . sind von der . . . Polizei?“

Der Andere starrte vor sich hin, ehe er zögernd den Kopf schüttelte.

„Nein. — Von der Polizei nicht! — Ich bin — und das wird Sie ja schließlich interessieren — ein Privatdetektiv.“

„Ah —“ machte Kersten überrascht.

„Meine Name ist gleichgültig — wenigstens vorläufig noch. — Michael Bender schickte mich Ihnen nach, als er entdecken mußte, daß Sie seine Kasse um dreihunderttausend Mk. erleichtert hatten. — Zugegeben, Sie haben mit diesem Einbruch saubere Arbeit geleistet — aber die Beweise für Ihre Täterschaft sind vorhanden. Man hat sie gesehen — der Chauffeur der Taxe, mit der Sie sich vom Bankhaus Bender zum Hafen bringen ließen, hat Ihr Bild wiedererkannt. — Und dann diese Flucht — unter falschem Namen, maskiert sogar noch — ich glaube, das dürfte genügen, um Sie wieder für ein paar Jahre hinter schwedische Gardinen zu bringen.“

Er hielt inne, um einen letzten Zug aus der Zigarette zu tun und dann den glimmenden Rest über Bord zu werfen.

Regungslos stand Walter Kersten. „So —“ langsam wandte er sich um, die Hände tief in die Taschen seines Mantels vergraben.

„Und warum verhaften Sie mich nicht? — Warum sagen Sie mir das alles? — Warum — warnen Sie mich? — Fürchten Sie denn nicht . . .?“

Der Detektiv trat noch näher an ihn heran: „Fürchten? — Was denn? — Daß Sie mir etwas antun könnten? — Ich glaube kaum, daß Sie ein . . . Mörder sind, Kersten!“ Seine Stimme klang sonderbar ernst.

„Und dann — ich will Ihnen gegenüber ganz ehrlich sein, vielleicht ist das für uns Beide am besten — und dann bin ich vorläufig Ihnen gegenüber noch machtlos — vorläufig, Walter Kersten, denn morgen oder übermorgen schon kann der Haftbefehl eintreffen, den ich in Hamburg gegen Sie beantragt habe! — Sehen Sie —“ Er deutete in die Höhe, „dort oben ist die Kabine des Funkers. Der Haftbefehl, Ihre Fingerabdrücke, Ihr Bild aus dem Verbrecheralbum — alles was ich brauche, wird man mir auf telegraphischem Wege nachschicken! — Und wenn ich das erst in Händen habe . . .“

„. . . dann werden Sie davon auch Gebrauch machen!“ Kersten lachte bitter: „Ich zweifle nicht daran!“ „Vielleicht —“ machte der Andere achselzuckend. „Es kommt darauf an!“

„Worauf?“

„Im — wenn wir uns verständigen, wird sich das . . . Letzte wahrscheinlich vermeiden lassen!“

„Wenn wir uns . . . Wie meinen Sie das?“

Eine kurze Pause. Nur von irgendwoher die silberleisen Töne der Schiffsuhr — hell und eindringlich.

„Hören Sie zu, Walter Kersten! — Mein Auftrag lautet ganz einfach, die gestohlenen dreihunderttausend Mark zurückzuschaffen. Begreiflicherweise legt Herr Michael Bender vom Bankhaus Bender u. Co. mehr Wert auf das Geld als auf den Mann, der es raubte! — Wenn ich Sie nun verhafte — Sie sehen, daß ich ganz aufrichtig bin — kann ich gewiß sein, daß ich von dem Geld auch nicht einen Pfennig sehe. Sie werden es sicher schlau versteckt haben — wie damals, als . . . nun, Sie wissen ja. Deshalb biete ich Ihnen an, gegen Rückgabe der dreihunderttausend Mk. Ihre Freiheit zurückzukaufen! — Was sagen Sie zu diesem Vorschlag?“

Walter Kersten lachte jäh auf. Dann wurde er ebenso plötzlich wieder ernst. „Ihr Vorschlag wäre für mich erwägenswert, wenn — nun, wenn ich eben nicht auf dem Standpunkt stünde, daß ich mir das Geld rechtmäßig angeeignet habe!“

„Rechtmäßig!“ Der Detektiv verstummte verblüfft.

„Ja — rechtmäßig!“ betonte der Andere ganz ernsthaft.

„Der Witz ist nicht schlecht! — Ich glaube, das Beste wird sein, wenn ich meinen Beruf aufgebe und mich mit Hilfe von Schweißbrenner und Stemmeisen diesem . . . rechtmäßigen Gelderwerb zuwende!“

Kersten schüttelte unwillig den Kopf: „Sie brauchen die Sache gar nicht ins Lächerliche zu ziehen! — Ich betrachte dieses Geld, das ich — zugegeben — auf etwas

ungewöhnliche Weise an mich brachte, als mein Eigentum, — und wenn es Sie interessiert, werde ich Ihnen auch meine Gründe dafür nennen!“

„Bitte sehr — ich bin ganz Ohr!“ erwiderte der Andere spöttisch.

Walter Kersten entzündete eine neue Zigarette und begann in genau demselben ironischen Tonfall, den der Andere ihm gegenüber angewandt hatte: „Ich will Sie nicht übermäßig Ihrer wohlverdienten Nachtruhe entziehen, deshalb werde ich mich so kurz wie möglich fassen.“

„Oh bitte — ich habe Zeit!“ unterbrach ihn der Detektiv mit übertriebener Höflichkeit.

„Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit!“ gab der Andere ebenso zurück. „Zuvor gestatten Sie mir aber eine Frage: Wissen Sie, warum ich damals die Gefängnisstrafe abjizen mußte?“

„Gewiß! — Es war etwas Ähnliches, wie das jetzt hier, nicht wahr? — Sie waren damals Prokurist bei der Benderschen Bank oder so etwas wie ein Prokurist.“

„Ich war Prokurist — Sie haben recht!“ warf Kersten hastig ein.

„. . . und eines schönen Tages ergab eine Revision der Bücher, daß ein Defizit von dreihunderttausend Mark bestand — genau dieselbe Summe, um die es sich auch jetzt handelt. Man stellte fest, daß Sie das Geld durch Buchungsfälschungen unterschlagen hatten. — Und das Ergebnis waren drei Jahre Gefängnis, nach deren Verbüßung Sie den Einbruch . . .“

„Ich sehe, Sie wissen Bescheid!“ schnitt ihm der Andere das Wort ab. „Nur lassen Sie mich noch einige Ergänzungen zu Ihrem Bericht hinzufügen! Man hat damals das Geld, das ich unterschlagen haben sollte, nicht bei mir gefunden.“

„Weshalb ich jetzt auch wahrscheinlich vergebens nach der geraubten Summe suchen würde!“ nickte der Detektiv mit einer sonderbaren Mischung von Spott und Ernst dazwischen.

„Sie irren sich!“ versicherte Kersten, der eine ärgerliche Erregung nur mühsam unterdrücken konnte. „Man fand das Geld nicht bei mir, weil . . . ich es nie unterschlagen hatte!“

„Ach — was Sie nicht sagen! — Dann war also das Urteil ein . . . Justizmord? Dann hat man Sie also zu Unrecht hinter Schloß und Riegel gebracht? — Ha ha ha!“ Der Andere lachte hell heraus.

„Ich war unschuldig!“ beharrte Walter Kersten, ohne sich um die ungläubige Heiterkeit des Detektivs zu kümmern.

„Und — wer hat dann Ihrer Meinung nach die Bücher gefälscht?“

„Michael Bender!“

„Na, erlauben Sie mal — das ist aber . . . Warum denn sollte der Besitzer des angehefteten Hamburger Bankausweises eine derartige Tat vollbracht haben, durch die er sich doch nur selbst schädigte?“

„Er hat sich dadurch nicht im geringsten geschädigt! — Im Gegenteil — es war für ihn die einzige Möglichkeit, den drohenden Zusammenbruch seines Hauses aufzuhalten! Der ehrenwerte Michael Bender hatte die dreihunderttausend Mk. verspekuliert — was weiß ich. Und er fälschte die Bücher so, daß ich in den Verdacht geriet.“

„Das ist ja alles recht interessant, was Sie mir da erzählen!“ unterbrach ihn der Andere. „Aber warum haben Sie denn nicht dasselbe vor den Richtern gesagt? — Etwa aus Mitleid mit dem armen Michael Bender?“

Kersten stöhnte leise. „Ich habe es ja gesagt, habe es herausgeschrien — aber niemand hat mir geglaubt — niemand — ebenso wenig wie Sie mir jetzt glauben! — Und doch war es so! Ich mußte in das Gefängnis, weil Bender einen haben mußte, auf den er seine Schuld schieben konnte, um von seinen Gläubigern einen Aufschub seiner Verpflichtungen zu erhalten!“

(Fortsetzung folgt.)

Madame Sekt.

Aus der Chronik eines Fischers.
Von Walter von Nummel.

Als „Madame Sekt“ stand die große Bachforelle lange in meinem ungeordneten Fischregister verzeichnet. Mit dem spanischen „vino seco“ = „trockener Wein“ hatte diese Titulatur nicht das mindeste zu schaffen, denn nasser konnte es nirgends sein als dort, wo Madame Sekt ihr Standquartier bezogen hatte. Wohl aber hatte ich sie so nach dem, was man bei uns landläufig Sekt nennt, nach dem lustig moussierenden Schaumwein getauft. Denn während der klare Moosbach, in dem sie lebte, sonst in gleichmäßig bewegtem Laufe seines Weges daherkam, schlug es dort, wo sich meine Altforelle niedergelassen, über ein vermorschtes und ausgedientes Wehr einen lebhaften, lustigen Purzelbaum, wandelte das milde Grün seiner Farbe plötzlich in ein milchiges Weiß, ließ aus Schaum und Gischt Tausend und aber Tausend Perlen vom Grunde emporsteigen, hatte auf der goldgelben Schlacht glattgesetzter Kiesel ein wunderbares Naturchampagnerbad sich zurechtgedichtet.

Müde gefischt, verschmigt kam ich mit klebender Zunge zum erstenmale in der sengenden Mittagssunne eines wolkenlosen Sommertages an dieses Champagnerbad, stieß, taum hatte ich das Bild gesehen, die eiserne Bodenspiße meiner Angelgerte in den weichen Moosgrund, riß die Kleider vom Leibe, sprang in den Bach, legte mich unter Sturz und Schuß, ließ mir alle Hitze und Schwüle von dem kühlen, über mich dahinschäumenden Quellwasser aus dem Leibe jagen. Als ich mich erhob und über die spizen Kiesel dem Ufer zubalanzierte, sah ich Madame Sekt zum erstenmale und sie mich ebenso. Schwarz wie ein Höllenteufel schob sie aus dem rückwärtigen Teile des Wehrsturzes unter das überhängende Ufer, war für diesen Tag vergärmt, nicht mehr zu sehen und zu sprechen.

Aber schon am nächsten Tag sichtete ich sie wieder. Aus weiter Entfernung, vorsichtig hinter einen Uferstrauch gedeckt, ließ ich meine künstliche Fliege, einen roten Palmer, den Schuß hinuntertreiben, ihn über die Wirbel und Strudel, über die Rüdläufe tanzen. Kein Willkommenruf. Keiner auch auf die nächsten drei oder vier Würfe. Nichts zu wollen. Ich liquidierte das Geschäft als aussichtslos, trat hinter den Strauch an Wehr und Schuß heran. Das nahm Madame Sekt, die ganz an derselben Stelle wie tags vorher stand, erheblich übel, war wie ein Blik und Pfeil auch schon wieder in einer Wasserhöhle. Rote Palmer liebte sie entschieden nicht. So viel wußte ich nun bereits.

Einige Tage später ließ ich daher eine künstliche Heuschrecke hinabstreiben, die im ganzen übrigen Bach die Forellen gerne und willig nahmen. Wieder nicht das geringste Ergebnis, obwohl Madame Sekt selbst auf den Tupsen genau ihren Lieblingsplatz, den perlenübersprühlten, einnahm. Auf dem Bauche ans Ufer hinkriechend, taum den Kopf etwas über das Gras hehend, überzeugte ich mich von ihrer ganzen Größe und Glorie. Fast regungslos stand sie da, nur die Schweifsflosse rührte ein wenig. Vier bis fünf Pfunde schätzte ich so ungefähr. Nochmals ließ ich ihr meine schöne Heuschrecke vor die Nase hintreiben, sie würdigte ihn keines Blickes. Ich aber sah noch etwas anderes. Bei dem klaren Wasser konnte ich einwandfrei feststellen, daß außer Madame Sekt nicht ein Schwan, nicht ein Fischlein in dem ganzen Schwall, in allen Strudeln und Rüdläufen war. Es war klar, daß Madame Sekt, die in dem heißen Sommer sich diese Champagnergumpe als kühlsten und frischsten Aufenthalt gewählt, keine zweite in ihrem Reiche duldete. Kam eine andere große Forelle hierher, sie war immer noch größer und gab es nicht zu, daß sie sich in dem perlenden Wasser lustierte, biß sie einfach weg. Nahte sich aber ein appetitliches kleines Kuschelchen, so war es schwuppdwupp im nächsten Augenblick schon verschluckt.

Aus dieser Tatsache zog ich das nächste Mal die nötigen Folgerungen, warf mit der Spinnerte zunächst einen dickköpfigen Koppen ein, gerade so nachtschwarz wie Madame Sekt selbst sich im hellen Sonnenlicht repräsentierte. Der Koppen arbeitete sich, von Gerte und federnder Hand im Tode wieder mit vollstem Leben erfüllt, in raschen Fahrern von Stein zu Stein, verschmauste kurzatmig, machte wieder einen Schneller, wie es schöner der daseinsfreundigste Mühlkoppen nicht zuwege bringen konnte. Alles für die Kah! Da ich auch einige tote Pfrillen bei mir hatte, wechselte ich Köder, spann nun höher und zügiger, wie das eben der Schwimmarth der munteren Elrike gemäß ist. Aber auch dieses leichtsinnig durch das Wasser geisternde Fischchen vermochte nicht, Madame Sekt zu betören.

Sie war entschieden klüger und geschickter als ich. Sie mußte — die Allerjungste war sie ja nicht mehr — unbedingt mit dem bösen Menschenpad schon die allerhöchsten Er-

fahrungen gemacht zu haben. Zweifellos war sie bereits in ihrer grünen Jugend des öfteren an der Fliege, späterhin am Spinnfisch hängengeblieben. Nun raubte sie jedenfalls zum Teil in der Zeit, wo der Mensch nichts gegen sie unternehmen konnte, in der Nacht oder im Morgenrauen, hatte im übrigen sich wohl ein System allergenauer Naturbeobachtung verschrieben, auf Grund dessen sie jedes verderbliche Blendwerk von den wirklich guten und gefahrlosen Bissen schon genau zu unterscheiden vermochte. . . . Nichts zu wollen. Ich mußte Madame Sekt in ihrem klaren Champagnerbade belassen.

Da aber gab es sich einmal, daß ich an meinen Bach bei einem Sau- und Hundewetter hinkam. Von einem weichen, schwülen Südwest vorwärtsgeschoben, nahte sich eine Regenböe um die andere. Abgestorbenes Schilf, welches Köhricht und gelbe Binsen trieben auf der Oberfläche, dazwischen Gebälger und Gezweig. Mitten darin schwamm auf dem Rücken eine irgendwie verunglückte, tote, etwa zwanzig Zentimeter lange Forelle. Ich fing sie mit dem Landungsnetz heraus und überlebte sie — es war kurz vor dem Wehre — an. Mitten in die gelbgraue Gumppe, der heute jede Gliederung fehlte, warf ich sie hinein. Und beim Einwurf schon, dicht bei der Stelle, wo Madame Sekt sonst zu empfangen beliebte, kam ein Ruck, stark und schwer wie von einem Hektel. Anhielt, daß die Gerte sich gleich einer Weidenrute bog. Schon hob sich, bäumte ein schwarzer Fischrücken über die grauen Wasser empor. Madame Sekt! Sie war es! Rasch und trotz all ihres lebhaften Sträubens nehme ich sie an dem ihr angelegten Gebiß bachabwärts. Fort, fort muß sie schleunigst aus der verderblichen Nähe allen Bretterwurfs und der vielen im Wehrgumpen verstreuten bemooften Holzpfähle. Jetzt, im glatten Wasserlauf kann nicht viel Böses mehr geschehen. Vor einigen Schilfbündeln, an denen sie den Hals herauswehen möchte, wird sie glatt pariert. Ob sie will oder nicht, sie muß in Fock und Kerker des Landungsnetzes.

Schon liegt sie vor mir im Moose. Ein wunderbares Tier. Trotz des düsteren Tages ist es von einer strahlenden Farbenpracht. Sie redt und stredt sich. Ein Jittern läuft durch ihren Körper. Sie ist tot. Der Himmel aber löst ihr zu Ehren seine schwersten Gewölke, dumpf rollt der Donner über das Moos. Ein Wolkenbruch geht nieder, daß man in dem herabprasselnden Gerinnsel sich die Luft erst erschnappen muß. Rings nur Schaum, Gischt und sprühende flüssige Perlen. Es ist fast wie unter dem Sturzbad des Wehres. So starb die Edle aus räuberischem Salmonidengeschlecht ganz wie sie immer gelebt, als „Madame Sekt“! . . .

Bedürfnis und Erfolg.

Gedanken über die Erbärmlichkeit.

Von Richard von Schaulal.

Die Menschen verwechseln ihr Bedürfnis mit dem Notwendigen.

Den Ernst des Lebens erblicken die meisten in der Gemeinheit seiner Bedingungen, denen sie sich unterworfen haben. Aber er liegt im Sieg über diese Bedingungen. Dem Sieger heißt er die Heiterkeit des Lebens.

Wenn einer über den Tag und seine Bedürfnisse hinausblitzt, sieht er nur die des nächsten.

Als lebensstüchtig gilt seinen Bewunderern, wer ihnen durch sogenannte Erfolge zu schaffen macht und zu neiden gibt.

Unter Erfolg versteht man nicht Erreichen eines mit Tatkraft erstrebten Zieles, sondern verdienstloses Gelingen.

Das Wort Verdienen hat seinen Sinn eingebüßt. Es schreibt sich nicht mehr vom Verdienst, sondern vom Entgelt her.

Hat jemand Verdienst, das ist sittliche Leistung, Erfolg gehabt? Nur wenn der Zufall ihm Gelingen schenkt. Dann aber galt das Gelingen, nicht das Verdienst.

Sei noch so groß, man wird dich nicht erblicken. Aber ihre Augenhöhe erheben die Menschen den Blick nicht.

Mache dich gemein, und du wirst alsbald von denen gewürdigt, die sich mit dir vergleichen.

Nur nicht auffallen durch hervorragende Eigenschaften! Um so beliebter sind allgemeine Unarten. Die darfst du auf die Spitze treiben, das schmeichelt.

* „Pareys Blumengärtnerei.“ Beschreibung, Kultur und Verwendung der gesamten gärtnerischen Schmuckpflanzen. (Verlag von Paul Parey, Berlin SW. 11.) Mit der Lieferung 10 liegt jetzt der erste Band dieses prächtigen Werkes vollständig vor. „Pareys Blumengärtnerei“ ist eine vollkommene Neugestaltung der ursprünglichen deutschen Ausgabe von „Wilmorins Blumengärtnerei“, die jahrzehntelang als das Standardwerk der deutschen Gartenbauliteratur gelten durfte. Die durch A. Voss bearbeitete dritte Auflage des deutschen „Wilmorin“ ist seit vielen Jahren vergriffen. Das Buch lebt aber in der Gärtnerwelt als das große, für den ernststen Fachmann und für den passionierten Blumenliebhaber unentbehrliche Fachwerk fort. Jahre intensiver Arbeit waren nötig, um das große Unternehmen gründlich vorzubereiten. Es war von vornherein klar, daß das große Wissensgebiet nicht von einer Persönlichkeit allein bearbeitet werden konnte. Für die Redaktion des ganzen Werkes wurde Herr C. Bonstedt, Gartenoberinspektor am Botanischen Garten in Göttingen, gewonnen, dem die Aufgabe zufiel, neben den Beiträgen, die er selbst verfaßte, die Beiträge der übrigen Mitarbeiter für die einzelnen Gebiete zu einem Ganzen zu vereinigen. Sehr große Mühe und Sorgfalt wurden auf die Beschaffung der rund 1000 Abbildungen verwendet, die meist ganz neu für das Werk photographisch aufgenommen wurden. Diese Bilder sind nicht nur ein wertvolles Anschauungsmaterial für den praktischen Gebrauch, sondern auch eine große Zierde des Werkes. Erst recht gilt dies von den eingefügten 48 farbigen Tafeln, die fast alle noch von der während der Vorbereitung verstorbenen, unübertrefflichen Blumenmalerin Katharina Klein in Berlin gemalt worden sind. An Stelle des von A. Voss benutzten veralteten natürlichen Pflanzensystems wurde das heute allgemein angewendete Englersche System gesetzt, so daß also das neue Werk mit den Farnen beginnt und mit den Kompositen schließen wird. Es unterscheidet sich von allen sonstigen Werken über Schmuckpflanzen grundsätzlich dadurch, daß über jede in Kultur befindliche Schmuckpflanze, ganz gleich, ob selten oder marktgängig, ob im Freien oder unter Glas zu pflegen, in dem Buche nachgeschlagen werden kann. Inhaltlich wie in seiner Ausstattung nach kann es als das führende Werk in der Gartenbauliteratur bezeichnet werden. Für das gesamte Werk sind etwa 20 Lieferungen vorgesehen.

* Roy Chapman Andrews: „Mit Harpune, Büchse und Spaten“. Ein Forscherleben unserer Tage. (J. A. Brockhaus, Leipzig.) Eine außergewöhnlich interessante neue Forscherbiographie. Der Verfasser ist der amerikanische Forschungsreisende Roy Chapman Andrews. Von einem ruhelosen Forschungsdrang getrieben, zwischen Abenteuer und ernster wissenschaftlicher Arbeit, von der Überlast seiner Pläne fast erdrückt, schreibt Andrews sein Buch im Zug, auf dem Schiff und einen Teil sogar im Flugzeug nieder. So hastet dem Wert noch die frische Unmittelbarkeit des Erlebnisses an. Als erstes Ziel stellt sich Andrews die Aufgabe, das Leben des Wals zu erforschen, das vor ihm nicht recht geklärt war. Zehn harte und gefährreiche Jahre bleibt Andrews dem Meer und seiner Tierwelt treu. Später führt das Forschungsschiff „Albatros“ den Raftlosen nach Borneo, Celebes und den Philippinen; dann schlägt ihn der rätselhafte ferne Osten in Bann. Auf einer tollkühnen Reise durch die selbst von den Eingeborenen gemiedenen Urwälder Koreas ist er lange spurlos verschollen. Die Krönung seines Lebenswerkes bilden die von den bekannten Erfolgen begleiteten Riesen-Expeditionen in die Gobi, über die er schon in seinem 1927 erschienenen Werk „Auf der Fährte des Urmenschen“ berichtet hat. Andrews ist in seinem bewegten Dasein mehr als einmal totgesagt worden: „Das Sterben gehört zu meinen Lieblingsbeschäftigungen“. Das reichbebilderte und glänzend ausgestattete Buch „Mit Harpune, Büchse und Spaten“ beseitigt jedoch jeden Zweifel an der blühenden Gesundheit des Verfassers. Ein schlagenderes Todesdementi, ein überzeugenderes Lebenszeichen als diese von quellender Daseinsfreude und unermüdlichem Forschertrieb erfüllte Schilderung kann es kaum geben.

* Wilhelm Munneke: „Mit Hagenbed im Dschungel“. (Verlag Scherl, Berlin.) Munneke, der viele Jahre John Hagenbed auf seinen Tierfangexpeditionen begleitete, macht uns in seinem Buche zu Zeugen der gewaltigen Arbeit und der oft übermenschlichen Anstrengungen, die bei solchen Unternehmungen geleistet werden müssen. Wir lernen die umfangreichen Vorbereitungen, Trübsal und Schicksale kennen, mit denen Elefanten, Tiger, Riesenschlangen, Drang-

Uangs und Nashornvögel gefangen werden. Dann werden wir mit den Maßnahmen zur Pflege der Tiere vertraut; welche Aufmerksamkeit und Kenntnis ihrer Lebensgewohnheiten gehört dazu, um sie heil zu Hagenbeds Tierfarm auf Sumatra und dann nach Europa zu transportieren. Die temperamentvolle und plastische Schilderung ist durch prachtvolle Bilder unterstützt. Im Mittelpunkt alles Geschehens steht als leuchtendes Vorbild in seiner Liebe zu den Tieren die Persönlichkeit John Hagenbeds.

* Kasimir Edschmid: „Seine Leute“ oder „Die Großen dieser Erde“, Roman. (Verlag B. Hofman, Wien IV.) Kasimir Edschmids neuer Roman, der am Lido von Venedig spielt, gibt ein fesselndes und amüsantes Bild der internationalen großen Welt. Die spannende Handlung spielt zwischen sehr vielen aufs großartigste gezeichneten und manchmal leise karikierten Menschen, Mächtigen der Finanz- und der Politik samt ihren Parasiten, alle verschieden nach Herkunft und Denkart, Deutsche, Engländer, Belgier, Amerikaner, Presselords, faschistische Minister, Besitzer souveräner Handelsgesellschaften, wie Herr Papin und Frau Tübingen, Angehörige des alten Adels und der Höfe; aber nicht nur die großen Führer, sondern auch die kleinen Hochstapler einer aufgeführten und schwer sich wieder konsolidierenden Welt treten auf und vertreten ihre Ideen und Interessen. Alle Probleme, welche die Welt heute erregen (darunter das Verhältnis Amerikas zu Europa), werden leidenschaftlich und zugleich amüsant erörtert, in geistvollen Dialogen, deren Reiz nicht weniger in dem liegt, was hinter den Worten steht, als in den gesprochenen Worten selbst. Der Roman ist gleichzeitig ein packendes Sittenbild der internationalen Gesellschaft.

* Neue Ullstein-Bücher. (Ullstein-Buchverlag, Berlin SW. 68.) An die besten nordischen Dichter erinnert H. de Vere Stacpoles Roman „Kinder des Meeres“. Spannend, ohne gewalttätige Sensation, werden in ihm ungewöhnliche Vorgänge fernliegender Lebenskreise geschildert: Das Leben der Kabelleger auf hoher See, Dorfboyden im Fernen Osten, grausamer Scherz, der das weitere Leben eines fröhlichen Mädchenjägers furchtbar überschattet, das Dasein in einem kleinen Fischerdorf Islands, die einsame Welt seiner Berge, Fjorde, Seen und Geiser, harte Arbeit, geschäftliche Rivalität, wahrhafte Männerfreundschaft und phrasenlose, todesbereite Liebe. — Auflage auf Nord wird in Georg Ehrh. von Ompteda „Kleiner Zinne“ gegen einen ruhig lebenden Gelehrten und Bürger erhoben. Fern aller Zeugen soll er vor Jahr und Tag auf einer Hochtour in der Einsamkeit der Alpen seine erste Frau von schmalein Grate hinabgestürzt haben. Zehn Jahre später erheben sich erdrückende Indizien gegen ihn, daß Justiz und Freunde, selbst die zweite Frau, seine Unschuld, einen Unglücksfall, bezweifeln. Ompteda erzählt in der ruhigen, sachlichen Art, die man an ihm kennt, diese Erzählung, die unerbittlich wie die Bergwelt, in der sie sich abspielt, vor uns steht.

* „Verfassungsrechtliche Nebengesetze und Verordnungen des Deutschen Reiches.“ Textausgabe mit kurzen einführenden Bemerkungen. Von Prof. Dr. O. Bühler. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Das Bändchen dient als Ergänzung des in der gleichen Sammlung erschienenen, vom gleichen Verfasser bearbeiteten, schon in dritter Auflage vorliegenden Buches über die Reichsverfassung; es enthält die Texte der notwendigen, ergänzenden, gesetzlichen Grundlagen des Reichsstaatsrechts. Besonders verdient die Aufnahme der Gesetze über die Staatsangehörigkeit sowie über den Schutz der Republik, ferner die Geschäftsordnung für den Reichstag und für die Regierung u. a. m. Erwähnung.

* „Kleine Sternkunde.“ Von R. Henseling. (Französische Verlagshandlung, Stuttgart, Kosmos-Verlag.) Was wir vom Sternhimmel wissen, von der Erde und den anderen Planeten, von Sonne und Mond und ihren Finsternissen, von Sternbildern und Sternschicksal, was wir von Sonnen und Welten jenseits unserer Sonne und unserer Welt errechnen und durch sorgfältige Analysen erschließen können, das erzählt Robert Henseling in dem Bändchen „Kleine Sternkunde“. Robert Henseling versteht es, diese schweren Dinge, deren Verständnis der Spezialarbeit von Fachmännern vorbehalten zu sein scheint, so klar und so anschaulich zu erläutern und den scheinbar so spröden Stoff astronomischer Wissenschaft durch ein verblüffend kluges Fortschreiten vom Nächtliegenden zu den fernsten Dingen so reizvoll und lebendig zu machen, daß man das Büchlein mit wachsendem Interesse und Spannung liest.